

# Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 26.

Berlin, Mittwoch den 1. März

1837.

## Frankreich.

### Der Konsul Bonaparte und die Marquise von Créqny.

Die Marquise von Créqny hatte, wie die übrigen altadeligen Familien in Frankreich, während der Revolution ihre Güter und Besitzungen verloren. Nach der Errichtung des Konsulats im Jahre 1802 zeigte sich der erste Konsul Bonaparte gegen mehrere Damen aus den ältesten Familien in der Zurückgabe der als Eigenthum der Nation konfiszierten Grundstücke so gefällig, daß sich auch Frau von Créqny nach langem Widerstreben durch den Baron Breteuil bestimmen ließ, in ihren Angelegenheiten an den ersten Konsul zu schreiben. Ein Adjutant desselben brachte ihr die mündliche Antwort, daß Bonaparte sie zwei Tage darauf um zwei Uhr des Nachmittags zu sprechen wünsche. Für die Marquise war diese Einladung höchst unangenehm; aber sie überwand endlich alle ihre Bedenkllichkeiten und ließ sich am 12. November 1802 in einer Sänfte nach den Tuilerieen tragen, wo damals die Konsuln ihren Sitz hatten. Sie vergißt dabei nicht, zu bemerken, daß sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung war.

Man meldete, so beginnt sie ihre Erzählung, dem Konsul die Bürgerin Créqny, und so befand ich mich nun dem Sieger bei den Pyramiden gegenüber. Er betrachtete mich zwei oder drei Minuten lang mit einer nachdenkenden Miene und gab sich den Anschein, gerührt zu seyn. Dann sagte er mit einem Ausdrucke, den ich fast kindlich nennen möchte: „Ich habe gewünscht, Sie zu sehen, Frau Marschallin“; fuhr aber so gleich in einem anderen und ziemlich unbescheidenen (passablement impertinent) Tone fort: „ich habe Sie sehen wollen. Sie sind hundert Jahr alt.“ — „Vielleicht noch nicht ganz, aber ich bin nahe daran.“ — „Nun, wie alt sind Sie denn gerade?“ Ich gestehe, daß ich über diese beseligernde Frage fast Luft hatte, zu lachen; indes ich lächelte nur (wie man in meinem Alter lächeln kann) und sagte ihm: „Mein Herr, ich kann Ihnen mein Alter nicht ganz genau angeben. Ich bin auf einem Schlosse in der Provinz geboren.“

„Ja, ja“, unterbrach er mich heftig, „zu Ihrer Zeit waren die Civilstands-Register noch nicht in Ordnung, oder es gab noch gar keine.“ Darauf fing er sehr trocken, wie ein Untersuchungs-Richter im Verhöre, an zu fragen: „Wo wohnen Sie?“ — „Im Hotel Créqny.“ — „Ach, zum Teufel! und in welchem Viertel?“ Ich begriff seine Neugierde zwar nicht, doch sagte ich ihm endlich, daß dies das ehemalige Hotel Feuquières sey, in der Straße Grenelle.

„Ah so, in der Straße Grenelle. Nun, da haben Sie gestern und vorgestern in Ihrem Viertel Lärm gehabt. Haben Sie sich gefürchtet? Es war wegen der Brodpreise.“

„Die Unruhestifter waren nicht zahlreich, sagte man, und so habe ich mich auch nicht beunruhigen lassen.“

„Es werden künftig unter meiner Regierung keine Pöbel-Unruhen mehr möglich seyn! keine ernstbaste Aufstände, sage ich, vielleicht etwas Geschrei, das thut nichts. Frankreich ist darum nicht weniger glücklich und zufrieden! man darf sich darüber nicht täuschen; einige schlechte Menschen beweisen noch nichts für die allgemeine Unzufriedenheit. Wenn das Volk sich wohl befindet, so läßt es sich nicht darauf ein, in der Straße Lärm zu machen: eine Handvoll Unzufriedener und Uebelgesinnter giebt sich das Ansehen, etwas zu seyn; aber es ist nichts, gar nichts. Habe ich nicht Recht?“

„Ei, ganz gewiß. Drei Frauen, welche schreien, machen mehr Lärm, als dreitausend Männer, welche schweigen.“

„Das war vortrefflich gesagt. Wissen Sie wohl, daß dies ganz vortrefflich war, was Sie da gesagt haben?“ Und ich antwortete bescheiden: „Sie sind gar zu gütig, mein Herr.“

„Sie kennen den Fürsten von B.....? Was halten Sie von ihm?“

„Die Frage ist gar zu delikate und ohne Umschweife, aber zum Glück verwirrt sie mich nicht, denn ich kenne den Fürsten zu wenig, um von ihm eine eigentliche Meinung zu haben.“

„Man hat ihn mir sehr gerühmt. Aber das war ohne Grund. Wenn das heißt, weise seyn, so weiß ich nicht, was ein Thor ist.“

„Im Gegentheil“, erwiderte ich; „wenn das heißt, thöricht seyn, so weiß ich sehr wohl, was ein Weiser ist.“ Hierbei sah er mich mit einem Blicke an, wie er einen Soldaten ansehen würde, den er beloben will, und sagte: „Sie wissen sich eben so einsichtig als treffend auszusprechen.“

Hier bemerkt die Marquise, daß sie fast ein spöttisches Wort hätte laut werden lassen, als sie sich von diesem Soldaten (pauvre soldat) wegen ihres Verstandes in demselben Schlosse rühmend hörte, wo sie so oft mit den erlauchtesten Personen zusammengelebt hatte und das Bonaparte jetzt als das feinste betrachtete. Aber sie gedachte des Zwecks ihres Hierseyns und schwieg.

Das Wetter war an diesem Tage sehr unangenehm. Der Himmel war finster, Regengüsse und Windstöße wechselten mit einander ab. „Es thut mir leid“, sagte Bonaparte, „daß ich Sie heute zum Ausgehen veranlaßt habe; aber man kann sich auf das Wetter nicht verlassen, seine Herrschaft ist eine sehr arbitraire“, und lächelnd betonte er das letzte Wort. Dann fuhr er fort: „Wir sehen häufig eine Dame bei uns, die zu Ihrer Verwandtschaft gehört.“

„Wer wäre denn das?“ entgegnete ich ganz verwundert und in einem vertraulichen Tone, den er jedoch nicht bemerkte.

„Nun, das ist Frau von Miranda.“

„Ich wüßte nicht, daß wir mit einander verwandt wären. Ich bin Herzogin von Miranda in Spanien, und deshalb hat sie sich vielleicht geirrt.“ — Aber der erste Konsul nahm hierüber eine so zornige Miene an, daß es mir leid that, so viel gesagt zu haben, denn ich wollte ja weder Gutes noch Böses von jener Abenteuerin sprechen.

„Sie haben Ludwig XIV. gesehen?“ fuhr er mit sehr belebter Stimme und starker Betonung fort. „Haben Sie auch Peter den Großen gesehen, Frau Marschallin?“

„Ich habe diese Ehre nicht gehabt. Ich befand mich gerade damals auf einem älterlichen Schlosse in der Provinz.“

„Nun, haben Sie viel unter der revolutionären Gesetzgebung gelitten?“ fragte er weiter, ganz trocken und fast mit dem Ansehen eines Zerstreuers. Vielleicht wollte er es vermeiden, ein langes Klagespiel zu hören, also sagte ich mich kurz und war bald bei meinen Korsten, deren Rückgabe ich wünschte. Er antwortete mir gar nicht hierauf (es schien, als ob er ganz an etwas Anderes dachte, als mir einen Bescheid zu geben), sondern sprach: „Madame, wer in Revolutionszeiten Gutes thun will, der schreibt auf den Sand am Ufer des Meeres. Was dem Winde entgeht, das spülen die Wogen weg.“ Das waren ungefähr seine Worte, auf die ich nichts erwiderte.

(Hier findet sich nach der Angabe des Herausgebers der Créqny'schen Denkwürdigkeiten eine unleserliche Stelle, wo sich bloß die Jahreszahl 1718 erkennen läßt.)

„Das war“, nahm Bonaparte das Wort, „das Jahr, in welchem D'Aguiseau verbannt wurde? Haben Sie den Kanzler D'Aguiseau gekannt?“

„Ich habe ihn einige Male gesehen, General, er war der Freund meines Schwiegervaters gewesen.“

„Haben Sie Dubois und Cartouche gekannt?“

Diese Frage kam der alten Dame gar zu überraschend. Sie antwortete kein Wort und sah dem Konsul so starr und streng ins Gesicht, daß sie sich selbst hinterher darüber gewundert hat. Er mochte es indes wohl selbst fühlen (fährt sie fort), daß es eine große Unschicklichkeit war, die Marquise douairière von Créqny nach Neuigkeiten von Cartouche zu fragen (von dem sie übrigens im ersten Theile ihrer Denkwürdigkeiten so viel erzählt hat, daß dem Leser Bonaparte's Frage gar nicht so wunderbar vorkommen kann), und er wendete sich daher mit einem so feinen, naiven und sanften Lächeln zu ihr, daß sie gänzlich entwaflnet wurde. „Erlauben Sie mir Ihre Hand zu küssen“, sagte er. Ich wollte also schnell meinen Handschuh (mitaine) abstreifen, wie es sich für eine solche Gelegenheit schickte. Aber er setzte mit vieler Gutmüthigkeit hinzu: „Nehmen Sie Ihren Handschuh nicht aus, mein gutes Mütterchen (ma bonne mère)“, und drückte nun seine Lippen mit Festigkeit auf die Spitzen meiner armen hundertjährigen und wogeren Finger, die nicht vom Handschuh bedeckt waren. Darauf bewilligte er mir mit großer Anmuth die Zurückgabe meiner Waldungen und sprach viel von dem edlen und vortrefflichen Betragen des Herzogs von Créqny: Lesdiguières zu Rom, indem er hinzusetzte, daß Frankreich sehr Unrecht gehabt habe, zu gestatten, daß man die Säule niederreißen durfte, die auf das deutlichste die Genußthung bezeugte, welche der Römische Hof unserem Botschafter hatte geben müssen. Ach! was hilft mir jetzt dieser schöne Name, den ich als die Letzte vom Hause Créqny trage, und den man bald in ein schmutziges Todten-Register schreiben wird, wie den aller gemeinen Leute, und vielleicht gar auf ein Blatt mit den Namen eines Merlin oder Gasparin!

Bonaparte wußte übrigens nicht, oder vielleicht erinnerte er sich nicht daran, daß auf der Säule, deren Zerstörung er bedauerte, die Korsten als eine durchaus verwerfliche und von allen Völkern gebaßte

\*) Souvenirs de la Marquise de Créqny. T. VII. p. 232—237.